

# Erinnerungen an meine Waisenhauszeit : 1892-1902 [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Boesch, Reinhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **24 (1953)**

Heft 11

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808801>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Erinnerungen an meine Waisenhauszeit

1892 — 1902

Mehr als 60 Jahre sind es nun her, seit uns vier Brüdern die Mutter durch den Tod entrissen wurde, und nachdem uns unsere zweite Mutter zwei weitere Brüderchen geschenkt hatte, verloren wir auch den Vater. Damit begannen für sie die härtesten Jahre ihres Lebens, indem sie mit ihrer Hände Arbeit für den Unterhalt dieser letzten beiden Kinder aufkommen musste, während wir andern im *Städtischen Waisenhaus* auf *Girtannersberg* in *St. Gallen* versorgt wurden, die jüngern beiden in der Pflegeanstalt, wir zwei grössern im Alter von 9 und 10 Jahren im Hauptgebäude. Und das geschah unmittelbar vor dem *St. Galler Kinderfest*. In solchen Lebenslagen bilden sich unauslöschliche Eindrücke. So sehe ich ihn noch vor mir, den guten Onkel Wilhelm aus London, den wir nur von der Beerdigung von Mutter und Vater her kannten, und der uns mit seinem hohen schwarzen Zylinder natürlich grossen Eindruck machte. Er war es, der mit uns den traurigen Gang ins Waisenhaus antrat. Wir haben ihn nie mehr gesehen.

Und nun mögen in zwangloser Folge Erinnerungen wiedergegeben werden an jene *zehn Jahre* Waisenhauszeit. Für viele Kinder ist es gewiss ein schmerzlicher Uebergang aus dem kleinen Familienkreis in einen Anstaltsbetrieb, selbst wenn er ausgezeichnet geführt wird. Da sind seelische Bindungen an das bisherige Milieu, die nur allmählich neue Bindungen an Waiseltern, Lehrer, Hilfspersonal und Kameraden zulassen. Und es muss auch für Hauseltern und Lehrer einer solchen Anstalt schwer sein, sich in die mit jedem Eintritt entstehende neue Situation und in die Psyche der neuen Waisen einzufühlen. Und so sind aus beiden Gründen Spannungen unvermeidlich. Andererseits mögen Kinder aus unglücklichen Ehen und schwierigen Verhältnissen die Veränderung ihres Milieus sehr wohlthuend empfinden. Zum Glück finden sich Kinder im allgemeinen rasch in einer neuen Umwelt zurecht. So ging es auch uns.

Wie viel Neues stürmte damals auf uns ein! Da war zunächst das grosse *Gebäude* mit den vielen geräumigen Zimmern und Sälen, den gewaltigen, ohne Vorhänge kalt anmutenden Fenstern und den langen Korridoren, die Pflegeanstalt für die vorschulpflichtigen Kinder und das Oekonomiegebäude, dann der grosse Obst- und Gemüsegarten mit dem Bienenhaus, der Ziergarten mit dem Springbrunnen. Hinter dem Haus breiteten sich ausgedehnte Wiesen aus mit Stallung und Scheune und vielen Obstbäumen, alles in allem ein ansehnlicher Gutsbetrieb. Hier also galt es sich einzuleben.

Ein festgefügtter *Tagesplan* sorgte dafür, dass man nicht lange trüben Gedanken nachhängen konnte. Auf die Morgentoilette folgte eine halbe Stunde Aufgabenzeit, dann die Morgenandacht, worauf das Frühstück eingenommen wurde. Hernach hatten alle ihre besondern häuslichen Pflichten: betten, die verschiedenen grossen Räume und die Korridore wischen und abstauben, Aborte und Waschtische reinigen usw. Der Schulunterricht erfolgte für die Primarschüler nach

Unter- und Oberschule getrennt im Hause, während die Real-, Kantons- und Verkehrsschüler den verschiedenen Bildungsanstalten in der Stadt zustrebten. Zum Mittagessen vereinigten sich wieder alle Knaben und Mädchen mit den Eltern, Lehrern und Hausangestellten im Speisesaal. Hernach Freizeit, bei gutem Wetter auf den Spielplätzen, sonst in den verschiedenen Wohnräumen, und nachmittags wieder Schulunterricht. Nach dem Zvieri Arbeitsverteilung: Der Vater stand oben auf der Freitreppe, wir Knaben unten im Halbkreis vor ihm, und jeder erhielt eine besondere Arbeit zugeteilt: «Ihr sechs nehmt Spaten, Kräuel, Rechen und Schnur und grabt dort jenes Stück Garten um! Ihr vier helft einander, den vordern Komposthaufen hinter der Bretterwand umzusetzen! Der da reinigt Boden und Fenster im Bienenhaus! Und du hilfst mir beim Honigschleudern! Die übrigen gehen alle in den Holzschopf zum Sägen und Scheiten!» Der Holzschopf schluckte viele «Arbeiter». Wer könnte sie vergessen, jene gewaltigen Stapel Meterscheiter, jene Sägböcke, wo je zwei Knaben miteinander die langen Scheiter in drei oder vier Klötze zersägten, die grobe, aber stolze Arbeit des Scheitens mit dem scharf geschliffenen Beil und die sich allmählich auftürmenden Haufen gespaltenen Holzes! Auch die Geräusche in diesem Arbeitsraum und das besondere Gerüchlein gehören mit zu den unvergesslichen Eindrücken. Eine Gruppe war immer zum Schuhputzen abkommandiert. Andere wieder hatten Holz in die Pflegeanstalt und in die Waschküche zu tragen oder die Kehrichteimer zu leeren. Die Arbeiten wechselten natürlich je nach Jahreszeit und Witterung. Sie umfassten auch das Heuen und Emden, das Misten, Obsten und Mosten, die Arbeit im Stall und das Viehhüten. Im Winter wurden wir in verschiedene Gruppen eingeteilt und lernten im Lauf der Jahre modellieren, laubsägen, schnitzen, schreinern, dreheln und buchbindern. Dass alle Zöglinge immer mit Leib und Seele dabei gewesen wären, kann man wohl nicht behaupten. Ich selber hatte Freude daran und lernte viele Jahre später erst recht das Gelernte und die systematische Gewöhnung an diese mannigfaltige Arbeit voll schätzen. Die Zeit nach dem Nachtessen diente zur Erledigung der Schulaufgaben. Mit Gesang wurde der Tag beschlossen, und um 9 Uhr hiess es zur Ruhe gehen.

Die *häuslichen Arbeiten* wurden periodisch in grössern Intervallen neu verteilt. So blieb mir im Lauf meiner zehnjährigen Internierung eigentlich keine Hausarbeit mehr unbekannt. Nicht jede war gleich beliebt. Es war übrigens keine Kleinigkeit, grosse Schlafsäle mit vielen Betten oder Schulkokale mit zahlreichen zweiplätzigem Schulbänken zu wischen und abzustauben, Waschräume oder Waschtische mit langen Ablaufrinnen, blechüberzogenen Tischen und vielen Messinghahnen blitzblank zu putzen, in altmodischen Aborten die Abtrittrohre und Sitze und Böden sauber zu halten, groben, schweren Schuhen, nachdem sie bei der harten Arbeit strapaziert oder beim Misten verdreckt worden waren, wieder ein anständiges Aussehen zu verleihen, sehr lange Korridore,

nachdem sie gefegt worden waren, auf den Knien rutschend zu ölen und zu blochen oder die grossen Treppen samt ihren Geländern zu besorgen und vieles andere mehr. Aber geschadet hat es gewiss keinem von uns.

Zu den Hausarbeiten traten je nach Jahreszeit und Stand der Kulturen grössere und kleinere *Arbeiten im Freien*, so vor allem das *Heuen und Emden*, wo unter der Leitung von Vater Schurter Lehrer, Hausangestellte und die grössern Zöglinge alle einander halfen. Diese Arbeiten gehören zu meinen eindrucksstärksten Erlebnissen. Durfte ich in den ersten Jahren nur mit Gabel und Rechen auf die Wiese gehen, wo in zappelnden Gabelbewegungen das frisch geschnittene Gras auf weiten Flächen ausgebreitet, am Nachmittag gewendet und am Abend zu endlosen Mahden zusammengereicht oder zu zahllosen Schöcheli aufgeschichtet wurde, so erlebte ich später mit stolzer Genugtuung, wie mir eine kleinere Sense anvertraut und ich in die Reihe der Mähder eingefügt wurde. Ja, das war etwas ganz Besonderes. In aller Herrgottsfrühe geweckt, begaben «wir Mähder» uns zuerst in die Küche zu einer stärkenden Mehlsuppe und dann in den taufrischen Morgen hinaus, jeder mit seiner «Sägesse» lässig oder stolz auf der rechten Schulter. Vater Schurter oder der Stallknecht machten den ersten Anschnitt. Und dann schnitten in regelmässigen Abständen die beiden Lehrer, Bernhard, der Schreiner, das Faktotum des Waisenhauses, der Gärtner und wir grössern Zöglinge an, in regelmässigen, weitem oder engem Schwüngen ausholend und in rhythmischen Bewegungen vorwärtsschreitend und Mahde an Mahde reihend. Hei, wie ermüdete das die ungewohnten Arme! Wie trieb das den Schweiss auf die Stirne! Wie wollte man sich Mühe geben, vom nachfolgenden Mähder nicht eingeholt und aus der Reihe herausgemäht zu werden! Aber was für eine unerhörte Poesie lag doch in dieser herrlichen, kraftvollen Arbeit! Wie sangen die Sensen, wie klang das vereinzelt oder von mehreren Mähdern gleichzeitig vorgenommene Wetzen, wie rauschten die Schwaden, die beim Schnitt hingestreckt wurden! Tausende von gelben Hahnenfussblüten und blauen Vergissmeinnicht sowie stolze Dolden des Klettenkerbels sanken dahin, und allerlei Getier rettete sich vor der nahenden Gefahr. Man sieht das Bild einer langen Reihe auf grossen Wiesen dahinwiegender Mähder, wie es sich mir in meiner Jugendzeit unauslöschbar eingepägt hat, wohl kaum mehr. Die fortschreitende Mechanisierung und Rationalisierung jeglicher Arbeit hat es verdrängt. Aber als ich viele Jahre später mit Alfred Hugenbergers Gedichten bekannt wurde, da wurden diese Jugenderlebnisse in beglückender Weise wieder in mir wach. Und so bekenne ich auch ohne Scheu, dass ich noch mit mehr als 60 Jahren eine eigene Sense kaufte, als sich mir Gelegenheit bot, hie und da den Schritt und Schwung des Mähders zu üben.

Noch andere Arbeiten imponierten mir im Heuet. Ich lernte auch *Heinzen* machen. Das war bei deren früherer Form nicht so einfach. Das dürre Heu wurde zu grossen Mahden zusammengestossen und von diesen aus mit Ladegabeln in mächtigen Wischen auf den Tischwagen verladen. Als älterer Schüler durfte ich mich auch in dieser Arbeit üben oder auf dem Wagen selber laden und das Fuder schliesslich mit Bind-

baum, Seil und Welle sichern helfen. Zog aber ein Gewitter am Himmel herauf, dann arbeiteten wir fieberhaft, um das kostbare Futter trocken unter Dach zu bringen. Und drinnen in der Tenne stand erst noch die Arbeit des Abladens bevor. War sie erledigt, kletterten wir auf die Giebelbalken und führten Luftsprünge auf die weiche Unterlage aus.

Der Heuet war für uns ältere Kameraden, die wir die Kantonsschule besuchten, eine besonders strenge Zeit. Wenn wir am Morgen eine Stunde oder mehr gemäht hatten, galt es, um 7 Uhr in der Stadt unten und zum Unterricht bereit zu sein. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich dann im Lauf des Vormittags immer stärker gegen den Schlaf und das Zufallen der Augen anzukämpfen hatte. Die Heuernte wurde mit einer «Heuerledi» abgeschlossen, d. h. man feierte den Abschluss der grossen Arbeit im Freien bei Speis und Trank und Gesang. Man hatte auch allen Grund zur Freude, wenn man bedenkt, wie weit herum das Waisenhausgut reichte, und dass die ganze grosse Arbeit ohne jede Maschine bewältigt werden musste.

Nur die *Obsternte* reichte einigermaßen an die Grösse der oben geschilderten Arbeit heran. Abgesehen vom Tafelobst an den ausgedehnten Spalieren im Garten besass das Waisenhaus einen sehr grossen Obstbaumbestand. Wir kannten sie gut, die besten Aepfel- und Birnensorten. Gerne erlabten wir uns an den frühen Heu- und Zuckerbirnen. Die schmackhaftesten Birnen aber gediehen bei den Komposthaufen hinter der Bretterwand. Daneben freilich gab es vorwiegend Mostbirnen, die in den guten Jahren einen reichen Ertrag lieferten. Als wir älter waren, stiegen wir auch selber auf die Bäume und halfen schütteln. Zu sehen und zu hören, wie die Früchte auf den Boden niederprasselten, war allerdings der grössere Spass, als sie aufzulesen oder gar mit kalten Fingern aus dem nassen Grase herauszuklauben. War der Segen eingebracht, begann das Mosten. Die grösseren Zöglinge wurden beim Mahlen und Keltern beschäftigt. Vier Mann, wenn ich nicht irre, trieben die Obstmühle, eine ermüdende Arbeit. Das gemahlene Obst wurde in die Presse geleert, und schon rann aus der Kelter ein süsses Bächlein, das zusehends anschwellt, wenn die Presse vermittelt eines langen Hebelarmes betätigt wurde und die Masse immer enger zusammendrückte. Der herausrinnende Saft schmeckte köstlich, und es füllte sich Eimer um Eimer, deren Inhalt nun in Fässer geleert wurde. Der Rückstand in der Presse aber wurde in riesige Butten geleert, von fleissigen Händen wieder gelockert und mit Wasser angestellt, schliesslich nochmals ausgepresst. «Glör» nannten wir diesen zweiten Abdruck, der dann dem reinen Saft beigemischt wurde, wodurch ein bekömmlicher Most entstand. Zu diesen Arbeiten trugen wir Ueberkleider, an deren durch die vielen Saftspritzer entstandene Klebrigkeit ich mich noch gut erinnere.

Doch wieder zurück ins Freie. Wenn die Wiesen Jahr um Jahr üppig dastehen sollen, müssen sie auch gedüngt werden. Das geschah denn auch mit Stalljauche und Kuhmist, einmal auch mit Guano, der dann die Wiese arg verbrannte, weil der erwartete Regen lange auf sich warten liess. Das Misten war eine Angelegenheit, bei der viele Knaben einander helfen mussten, sonst wäre man auf diesen gewaltigen Wiesen nie damit fertig geworden. Passanten hielten beim

Vorübergehen wohl etwa ihr Taschentuch vor das Gesicht. Man kann sich aber sehr gut an das Gerüchlein gewöhnen, auch wenn es mit Kölnisch nicht verwandt ist. Als positiv dabei ist die gesunde Bewegung im Freien und die Nützlichkeit der Arbeit zu bewerten.

In gleicher Weise lernte ich es auch in Kauf nehmen, dass es in einem *Kuhstall* und in einem Schweinestall anders aussieht und anders riecht als auf der Wiese oder gar in der Stube. Natürlich arbeitet man nicht im Sonntagskleid bei den Tieren. Aber es schadet einem nichts, wenn man die schmutzige Arbeit, die



der Bauer Tag um Tag zu verrichten hat, selbst kennen lernt. Und so säuberte ich eine zeitlang den Stall, legte die Kühe an die Kette, band ihnen die Schwänze auf, gab ihnen Futter in die Krippe, oder ich trieb sie ins Freie und führte das idyllische Leben des Hüterbuben. Ja, idyllisch, wenn der böse «Wiissbuch» nicht gewesen wäre. Vor dem hatten wir Respekt; denn mehr als einmal ging er auf die Leute los, ja einmal vermochte er sogar einen Erwachsenen zwischen die Hörner zu nehmen und gegen einen Baum zu drücken, bis er von seinem Opfer getrennt wurde. Sogar in die Anfangsgründe im Melken liess ich mich einweihen. In der Tenne stand eine Futterschneidmaschine, ein nicht ganz ungefährliches Möbel, mit dem man nicht nur Kurzfutter, das nachher noch mit duftendem Malz vermischt wurde, herstellen, sondern bei Unachtsamkeit auch Finger verkürzen konnte.

Unvergesslich sind mir einige *Unfälle*, die sich bei der Arbeit oder beim Turnen ereigneten. Einmal hatte ich die beiden Ochsen am Heufuder zu halten. Die Bremsen wurden den Zugtieren an jenem heissen Tage besonders lästig, und ehe ich mich versah, machte einer der Ochsen mit dem Kopfe einen gewaltigen Ruck und traf mich mit einem Horn ins Auge. Ein Glück, dass der Schlag in den Augenwinkel ging. Aber er schmerzte und erforderte ärztliche Behandlung. So machte ich Bekanntschaft mit dem hochangesehenen Augenarzt Dr. Vetsch, dem späteren Befürworter des Splügen-Durchstichs für eine Ostalpenbahn.

Ein andermal musste mein Bruder Willi erfahren, dass man mit einer Sense nicht nur mähen, sondern sich auch in die Knie schneiden kann. Seine Wunde musste genäht werden, behinderte ihn in der Folge

beim Knien und trug ihm, freilich nicht zu seinem Leidwesen, später den Stempel «untauglich» im Dienstbüchlein ein. Dem heute 70jährigen Bruder in Frankreich kommt es sehr zustatten, dass er von der damaligen Behinderung nichts mehr merkt und alle seine strengen Arbeiten in Gemüse- und Obstgarten, im Feld und Holzschopf wie ein Junger verrichtet.

Reinhard Boesch, St. Gallen

Fortsetzung folgt

## Pro Juventute - Freizeitdienst

### Einladung

zur Herbsttagung für Freizeitwerkstattleiter  
am 21./22. November in Aarau

Die Tagung steht unter dem Motto «Die Freizeitwerkstatt und der Bastler im Heim».

#### TAGUNGSPROGRAMM:

*Samstag, 21. November:*

15.00 Begrüssung im *Singsaal des Schulhauses* an der *Gönhardstrasse*. Demonstration verschiedener, wenig bekannter und neuer Techniken. Anschliessend Besichtigung der Freizeitwerkstatt und gemeinsames Nachtessen.

20.00 Plauderei mit Lichtbildern zum Tagungs-Thema und Kurzreferate von Werkstattleitern. Anschliessend Diskussion.

*Sonntag, 22. November:*

10.00 Im Singsaal des Gönhardschulhauses. Fragen und Probleme der Werkstattarbeit, Winke und Arbeitserleichterungen für den Leiter — ein Gespräch zum Erfahrungsaustausch unter den Leitern.

12.30 Gemeinsames Mittagessen.

14.00 Praktische Versuche in verschiedenen Werkgruppen.

16.30 Schluss der Tagung.

Unsere Gastgeber haben sich anboten, allen die sich dafür interessieren, die schönsten Winkel ihres Städtchens zu zeigen (voraussichtlich Sonntag morgens um 8 Uhr).

Für die *Unterkunft* stehen Betten in der Kaserne Aarau zur Verfügung. Weibliche Teilnehmerinnen finden Aufnahme in Gastfamilien.

Die *Kosten* für Tagung, Unterkunft und Verpflegung betragen Fr. 15.—.

*Anmeldung* bis zum 10. November an den Freizeitdienst Pro Juventute, Seefeldstrasse 8, Zürich 8.

Pro Juventute, Freizeit-Dienst.